

dtv

»Unter ›Bayreuth‹ versteht man zunächst einmal jene institutionalisierte und kollektive Wagner-adoration, die jedes Jahr im Juli und August stattfindet. Dabei ist Bayreuth nebenbei auch noch eine Stadt. Das entgeht in der Regel selbst langjährigen Festspielbesuchern.« Man sieht, Aufklärung tut not. Und Rosendorfer klärt gerne auf. Ja, er tut dies um so lieber, als er selbst in jungen Jahren Assessor bei der Staatsanwaltschaft dieser verträumten Kleinstadt zwischen fränkischer Alb und Fichtelgebirge war. Daß ihm dabei der Schalk die Feder führt, wundert niemanden, der Rosendorfer kennt.

Herbert Rosendorfer, am 19. Februar 1934 in Bozen geboren, ist Jurist und Professor für bayerische Literatur. Er war Gerichtsassessor in Bayreuth, dann Staatsanwalt und ab 1967 Richter in München, von 1993 bis 1997 in Naumburg/Saale. Seit 1969 zahlreiche Veröffentlichungen, unter denen die ›Briefe in die chinesische Vergangenheit‹ am bekanntesten geworden sind.

Herbert Rosendorfer
Bayreuth für Anfänger

Mit Zeichnungen von
Jules Stauber

Deutscher Taschenbuch Verlag

Den Manen Richard Wagners gewidmet:



**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

7., überarbeitete Auflage 2002

11. Auflage 2010

1991 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

© 1979, 1999 nymphenburger

in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München

Die Texte sind in dieser Zusammenstellung erstmals 1979
erschienen. Sie wurden 1999 und 2002 vom Autor neu bearbeitet.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: ›Nach Schluß der Vorstellung‹

(Bayreuther Festspiele, 1892) von Laska

Gesetzt aus der Garamond 11/13· (3B2)

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-11386-1

Inhalt

Vorwort

7

Das historische Bayreuth

19

Glees oder: Bayreuth heute

29

Ein Wagner in Bayreuth

45

Wagnerianer und Wagnerianismus

61

Mehrere Wagner in Bayreuth

68

Die Festspiele

84

Meister(s)werke

92

Bibliographie

118

... den besinnlichen Schluß

127

Vorwort

Im Oktober 1965 überreichte mir der bayerische Justizminister eine Urkunde, in der ich mit Wirkung vom 1. 12. 1965 zum, wie es damals hieß, Gerichts-assessor ernannt wurde. Daß mir der Justizminister selber die Urkunde überreichte, war zwar natürlich eine Ehre, aber keine Besonderheit. Jeder, der von der Gehaltsklasse A 13 aufwärts bei der Justiz eingestellt wurde, erhielt einen Händedruck des Ministers. Kurz bevor ich zum Minister zwecks Entgegennahme des Händedruckes und der Urkunde geführt wurde, nahm mich ein höherer Ministerialbeamter zur Seite und bereitete mich schonend darauf vor, daß ich nach den unerforschlichen Ratschlüssen des Justizministeriums zur Staatsanwaltschaft nach Bayreuth käme. Der Minister las das dann auch auf der Urkunde und überreichte sie mir mit der Frage im warmherzigen Unterton: »Wollten Sie dahin?« »Nein«, sagte ich. »So, so«, sagte der Minister. Irgend was sozusagen Persönliches zu reden, denke ich mir, ist man als Minister bemüht in solchen Situationen. »So, so«, sagte er, »da wollten Sie also nicht hin.« »Nein«, sagte ich, »Herr Minister.« »Ja, ja«, sagte er, »Wagnerianer sind Sie nicht?« »Nein«, sagte ich. »Vielleicht«, sagte der Minister, »werden Sie's dort.«

So kam ich nach Bayreuth. Ich blieb bei der

Staatsanwaltschaft bis zum 15. Oktober 1966, an welchem Tag mich der selbstverständlich immer noch unerforschliche Ratschluß des Justizministeriums nach München zurückholte. Es war nicht die schlechteste Zeit in meinem Leben ...

Der Minister, von dem ich eben geschrieben habe, war Hans Ehard, ein würdiger Mann, damals schon fast achtzig Jahre alt, Senatspräsident am Oberlandesgericht in München, bevor er durch zwei Legislaturperioden bayrischer Ministerpräsident wurde. Dann war Hans Ehard lange Jahre Landtagspräsident und zum Schluß, am Ende seines politischen Lebens, Justizminister, der einzige hohe Richter, der in Bayern nach dem Krieg Justizminister war. Es tut mir leid, dem verdienstvollen Grandseigneur die Schuld an diesem Buch überantworten zu müssen.

Bevor ich nämlich nach München zurückkam, passierte das, was einem Schriftsteller ungefähr so häufig widerfährt, wie von einem Meteor getroffen zu werden: ich fand einen Verleger, vielmehr – der Verleger fand mich. Der Verleger Daniel Keel, der nur ungenaue Vorstellungen von meinem Beruf und von meiner Tätigkeit hatte, fand es umwerfend komisch, daß es in Bayreuth eine Staatsanwaltschaft gebe, und daß ich dort beschäftigt sei. Er nahm – übereinstimmend mit weit verbreiteter Meinung – an, daß dies so eine Art Thingstätte sein müsse und daß wir wohl unter einer Eiche verhandeln, wenigstens unter einer Linde. Bereits die erste Besprechung mit Daniel Keel endete also mit dem Auftrag,

ich solle für die Reihe der Diogenes-Reisebücher ›Bayreuth für Anfänger‹ schreiben. In München ist ein Gerichtsassessor gar nichts. In Bayreuth ist – ich muß einschränken: war jedenfalls damals – sogar ein Gerichtsassessor jemand. Wenn ich zum Haarschneiden ging, erkundigte sich der Meister stets persönlich, ob der Herr Assessor zufrieden sei. Wenn ich in meinem damalig bescheidenen Volkswagen an die Kreuzung kam und der Polizist mich sah, gab er sogleich meine Fahrtrichtung frei und salutierte. Und wenn Sitzung in der Amtsgerichtsaußenstelle Bad Berneck war – seligen Angedenkens, sie ist der Justizreform zum Opfer gefallen –, was leider immer ausgerechnet am Ruhetag der dort besten Gastwirtschaft war, wurde für den Richter und den Assessor der Staatsanwaltschaft extra gekocht, die Menüwünsche konnte man vor der Sitzung einem Boten bekanntgeben, der von der Wirtin in den Sitzungssaal heraufgeschickt wurde.

So ein Assessor, nahm ich an, darf dann nicht ein bösesartiges Buch über sein Bayreuth schreiben. Ich wählte also ein Pseudonym, und wenn schon Pseudonym, dachte ich mir, dann versuche ich zwei Fliegen mit einer Klappe zu treffen. Dazu muß ich etwas weiter ausholen. Ich heiße Rosendorfer. Zwar heiße ich nicht Mordechai, auch nicht Siegfried (schon gar nicht Direktor), aber schon mein Vater wurde in der Nazizeit gelegentlich scheel angeschaut, was ihn als einen aufrechten Nationalsozialisten zur Weißglut brachte. (Er verwendete lange

Zeit und viel Mühe auf die Erstellung eines sogenannten ›arischen Nachweises‹. Zu seinem Leidwesen gelang astreine arische Klärung nicht. Infolge unehelicher Geburt eines Urgroßvaters bei nicht ganz geklärter Vaterschaft blieb der ›arische Nachweis‹ versagt.) Rosendorfer, dachte ich mir, werden die eingefleischten Wagnerianer hinter vorgehaltener Hand sagen, das ist bestimmt ein Jude. Das Argument wollte ich ihnen nehmen. Ich wollte *das Nest beschmutzen* und wählte daher ein tadellos nordisches Pseudonym und verfaßte dazu folgenden Lebenslauf:

Vibber Tøgesen

Geboren 1913 in Dronninglund bei Aalborg, Nord-Dänemark, aus einer dänisch-finnisch-norwegischen Familie. Die Mutter Tuuse Sigjav, als Verfasserin feinsinniger Gedichte bekanntgeworden, ist Nachkommin des Smørre Sigjav, des legendenhaften Gründers des Sigjav-Things am Fämund-See in Norwegen. Vibber Tøgesen besuchte in Aalborg die Schule, studierte in Kopenhagen, Paris und zuletzt in Berlin (klassische Philosophie und Querflöte), jedoch ohne Abschluß. Durch Anschluß an einige nonkonformistische Gruppen wurde V. T. führendes Mitglied des ›Forre-Kranzes‹. Seit 1938 arbeitet V. T. bei zahlreichen Zeitungen, im Rundfunk und im Fernsehen Dänemarks und des Auslandes mit. 1954 Frane Tonnes-Preis für das Living-Hörspiel ›Sternen-Innung‹, 1957 Mitglied der UNESCO-Kom-

mission zur Erforschung der soziologischen Grundlagen Ugandas. V. T. lebt in Kopenhagen und ist mit Laving Hovard verheiratet.

Vorweg: Ist Vibber ein männlicher oder ein weiblicher Vorname? Niemand hat es je ergründet. Der eine oder andere Rezensent fiel auf die Mystifikation herein. Die schlauerer ahnten natürlich, daß da etwas nicht stimmte. Willy Haas, dessen Namen ich schon deshalb mit Ehrfurcht begegne, weil niemand geringerer als Hugo von Hofmannsthal ihn seiner Freundschaft für würdig hielt, schrieb eine Kritik in der ›Welt‹, die mich stutzig machte und mir bis heute unerklärlich ist. Es war eine ganz kurze Kritik, und sie befaßte sich ausschließlich mit einer einzigen Zelle, nein, mit einem einzigen Nebensatz des Buches: Seite 16 der ersten Ausgabe, 5. Zeile von unten »... Wilhelm II., von dem man sagt, er habe eine Kopfprothese getragen ...« Auf ein derartiges Gebrechen eines Mannes, der immerhin Deutscher Kaiser war, schrieb Willy Haas, lasse sich doch wohl taktvoller und diskreter hinweisen. Auch die Weihe der Freundschaft weiland Hofmannsthals scheint nicht umfassend zu wirken.

In Bayreuth machte das Buch selbstredend großes Aufsehen. Die ›Bayreuther Nachrichten‹ widmeten ihm einen Artikel auf der ersten Seite mit Balkenüberschrift von der Größe, die sonst nur Erdbeben oder Mondlandungen vorbehalten ist. Nachdem durch eine Indiskretion eines Verlagsvertreters das

Pseudonym gelüftet wurde, rumorte es noch einmal eine Zeitlang. Aber mir wurde vergeben. 1971 wurde ich sogar von einer literarischen Arbeitsgruppe zu einer Lesung in Bayreuth eingeladen (außerhalb der Festspielzeit) und dazu, einen Beitrag zu einer Bayreuth-Anthologie zu schreiben. 1974 wagte ich es ganz vorsichtig, dem ›Tannhäuser‹ beizuwohnen.

Eines, allerdings, dachte ich mir schon vor einiger Zeit, bin ich Wagnern aber nun doch schuldig, wo ich schließlich mit dem Buch schnödes Geld verdient habe: ich kaufte mir die Schallplatten-Gesamtaufnahme des ›Ring des Nibelungen‹ (Georg Solti, vier Kassetten), und nicht genug damit, auch die Taschenpartituren dazu. Ob es mir, dachte ich, wenn ich so dasitze und Takt um Takt anhand der Partitur verfolge, versuchend, des Heiligen Meisters Tiefen auszuloten, ob es mir da nicht so geht wie Dr. Franz Willnauer (dem Herausgeber der Briefe Alban Bergs und unerschrockenen Verfechter der modernen Musik)? Er fuhr eines Tages als Anti-Wagnerianer nach Bayreuth, um sich so richtig über alles das, was sich dort so tut, zu ärgern. Kaufte sich einen Klavierauszug des ›Parsifal‹ und kam als Wagnerianer zurück. Ob es mir nach intensiver Beschäftigung mit dem ›Ring‹ ähnlich gehen wird, wie der Minister schon vermutet hatte? Es muß wohl, gebe ich zu, eher an mir liegen. Beim Ausloten der Tiefen des Heiligen Werkes stieß ich bereits nach wenigen Zentimetern auf unfruchtbaren Lehmboden. Meine Ansicht (die mit dem großen Musikologen Georgiades

ich zu teilen die Ehre habe), daß ›Hoffmanns Erzählungen‹ die wichtigste Oper des 19. Jahrhunderts ist, wurde nicht erschüttert.

Beschämt gestehe ich im Übrigen auch, daß ich nicht nur die Taschenpartituren, vergleichsweise profane Dinge also, sondern die hehren Originale, des Meisters Autographen, in meinen frevelnden, wengleich, trotz allem, vor Ehrfurcht leicht zitternden Händen gehalten habe. Jawohl, mir, dem musikalischen Schwarzalben, war vergönnt, in Händen zu halten, für dessen Berührung manche Bekenntnis-Walküre ihren Festspielnerz geben würde. Ich habe mit eigenen Händen in der ›Parsifal‹-Handschrift geblättert, im Autograph des ›Siegfried-Idylls‹ (in violette Seide gebunden), hatte die goldene Feder in der Hand, mit der der Meister das alles geschrieben hat. Ich habe es mir erschlichen, bekenne ich, die Hüterin dieser Schätze wird es mir nicht verziehen haben: Gertrud Strobel. Frau Strobel, die Witwe des Herausgebers des Briefwechsels Ludwigs II. mit Richard Wagner, das am präzisesten edierte Quellenwerk zu Wagner, das ich kenne, Frau Strobel war die Kustodin des Wahnfried-Archivs und vor allem ein wandelndes Wagner-Lexikon und eine Kennerin der Genealogie der Häuser Wagner und Liszt mit allen Verästelungen und Verschwägerungen hinauf und hinunter und kreuz und quer. Von ihr weiß ich, daß es Richard Wagners Schwager war, der 1870 Preußen den Krieg erklärte. Die Weltgeschichte läßt sich auf ihrer Hintertreppe merkwür-

dige Dinge einfallen. Emile Ollivier, seit 27. 12. 1869 französischer Ministerpräsident, der am 15. 7. 1870 erklärte, er übernehme »leichten Herzens« die Verantwortung für den Krieg gegen Preußen, war mit Liszts Tochter und Cosimas Schwester Blandine d'Agoult verheiratet. Einen Monat und zehn Tage später, am 25. 8. 1870, heirateten Wagner und Cosima. Emile Olliviers Sohn Daniel Ollivier gab 1930 die Tagebücher seiner Großmutter Marie d'Agoult heraus, schon in den siebziger Jahren spielte er eine Rolle bei den Bemühungen des Hauses Wahnfried, den Bau einer Festspielhaus-Imitation in Paris zu verhindern. (Wahnfried fürchtete den Verlust von Tantiemen.) Das Verhältnis der Franzosen zu Wagner, der sie wie die Pest haßte, fast mehr noch als die Juden, ist ja eigenartig. (Französischen Champagner aber liebte er.) Gerade nach 1871 brach in Frankreich eine Wagner-Begeisterung sondergleichen aus. Die Komponisten der wahren damaligen Zukunftsmusik, die Vorläufer des musikalischen Impressionismus, standen zumindest zeitweise im Banne Wagners. Emanuel Chabrier, dessen Rhapsodie für Orchester »España« als die Keimzelle des Impressionismus zu betrachten ist, war ein heftiger Wagnerianer, Camille Saint-Saëns, der im Übrigen alles, was deutsch war, nicht ausstehen konnte, gab seine genaue Kenntnis von Wagners Werk an seine bedeutendsten Schüler Ravel und Debussy weiter; eine nobel differenzierte Haltung, zu der Wagners Unduldsamkeit nicht fähig gewesen wäre. Die geradezu

masochistische Wagner-Verehrung der Franzosen fand ihren Gipfel in Debussys Verhältnis zu ihm, der an der Haßliebe zum Bayreuther Meister gelitten hat wie an einer Krankheit.

Frau Gertrud Strobel hat mir viele unschätzbare Hinweise gegeben, ich habe viele interessante Stunden in ihrem gemütlichen Archiv verbracht; sie hat temperamentvoll geplaudert, immer wieder ist sie zwischendurch aufgesprungen, um – nicht zur Unterstützung, nein: zur Unterstreichung ihres unglaublichen Gedächtnisses – unedierte Briefe und Dokumente aus den Regalen zu holen. Dabei hat sie mir, wie gesagt, die heiligsten Schätze ihres Hauses gezeigt, Wagners handschriftliche Partituren. Und hier muß ich allen Ernstes sagen, ich hätte ein Herz aus Stein haben müssen, wenn ich, die ›Parsifal‹-Handschrift vor mir, nicht ehrlich ergriffen gewesen wäre.

Ich bin kein Wagnerianer. Ich habe eine Zeitlang Wagners Musik verabscheut, sogar gehaßt. Ich habe – früher, schon nicht mehr im ersten ›Bayreuth für Anfänger‹ – einmal geschrieben, daß, als ich das erste Mal den ›Tristan‹ hörte, eine Reihe vor mir ein Mann gesessen ist, der vorher sogenannte Quargeln (bekannt auch als Olmützer Käse) gegessen haben mußte. Hinfort, schrieb ich (und das stimmte auch), mußte ich immer an den Geruch der Olmützer Quargeln denken, wenn ich auch nur einen Takt ›Tristan‹ hörte, und schlimmer: ich hörte ›Tristan‹, wenn ich Olmützer Quargeln roch.

Der Geruch ist längst verflogen. Es ist nicht alles so –, und man wird älter, und ich bin zu der Erkenntnis herangereift, im ›Tristan‹ eines der höchsten musikalischen Meisterwerke zu sehen, die die Kunst hervorgebracht hat. Wenngleich: nicht *das* höchste. (Denn, *das* höchste Meisterwerk gibt es nicht.) Ich erlaube mir auch und gerade hier am Ende dieser einleitenden Betrachtung zur Neuauflage meines ›Bayreuth für Anfänger‹ eine Äußerung Debussys (mit gebührendem Respekt und Abstand) auch für mich in Anspruch zu nehmen: »Inmitten langweiliger Momente«, schreibt Debussy, »wenn man wirklich nicht weiß, woran man sich halten soll, an die Musik? oder an das Drama?, tauchen plötzlich unvergeßlich schöne Sachen auf, die jede Kritik verstummen lassen.«

Ergänzung zur Neuauflage 1999

1996 wurde meine jüngste Tochter geboren. Sie heißt Cosima. Seither fühle ich mich mit Bayreuth – genauer gesagt: mit Wagners Bayreuth – endgültig versöhnt.

Als Richard Wagner im Juni 1864 in tiefster Depression, in verzweifelten finanziellen Umständen, aus Wien fliehend, durch München kam, ging, nein: schlich er am Nationaltheater vorbei (nicht ahnend, daß gleich daneben der neue, junge König Ludwig II. ihn mit offenen Armen empfangen hätte), und dort wurde ›Tannhäuser‹ gegeben (oder war es

›Lohengrin‹?) – bei vollem Haus und voller Kasse. Wagner bekam nicht einmal eine Freikarte, von Tantièmen zu schweigen. Solch eine Welt, die das an einem großen Künstler getan, hat Grund, einige Risse in Wagners Charakter und Denken gnädig zu verzeihen.

Vor ganz kurzer Zeit habe ich erfahren, daß mein Büchlein damals ohne mein Wissen sogar in höhere juristische Sphären vorgedrungen ist. Mit seiner Erlaubnis setze ich hier einen kurzen, dies betreffenden Abschnitt aus den Lebenserinnerungen des Oberlandesgerichtspräsidenten a. D. Prof. Dr. Johann Schütz (damals, also zu meiner Zeit, Generalstaatsanwalt in Bamberg und somit mein Vorgesetzter):

»Eine allenfalls halbdienstliche Angelegenheit erscheint mir erwähnenswert. Der Oberstaatsanwalt, sonst gewohnt, möglichst alles vor Ort selbst zu regeln, kam angereist und berichtete mir, daß einer seiner jungen Assessoren ein Buch geschrieben habe, das in Bayreuth zirkuliere. Ich sah darin noch keinen Grund zur Aufregung und zum Einschreiten und fragte nach dem Inhalt des Werkes. Der Oberstaatsanwalt hatte es dabei und übergab es mir. Es hatte den Titel ›Bayreuth für Anfänger‹ und stammte aus der Feder unseres Gerichtsassessors *Rosendorfer*. An ihm war mir bislang nur aufgefallen, daß er in Südtirol geboren war. Ich las das Büchlein mit steigendem Vergnügen. Ich konnte den Oberstaats-

anwalt beruhigen. Das Ansehen der Justiz und der Staatsanwaltschaft Bayreuth würde durch das witzige Werk nicht beschädigt; im Gegenteil. Als der Schriftsteller kurz darauf seine Versetzung nach München anstrebte, gab ich seinem Wunsch meinen Segen.«

So gehe denn, schrieb man früher, dieses Büchlein abermals in die Welt hinaus. Eines kann man dem Meister von Bayreuth nicht absprechen: Humor hatte er. Ich vermute, sogar soviel, daß ich das Büchlein seinem Namen zu widmen wage.

Und ich habe ohnedies das Gefühl, daß sich mein musikalisches Leben in einer Spirale auf den Meister zu bewegt, auch wenn Mozart und Schubert meine Zentralsonnen bleiben.

Das historische Bayreuth

Unter ›Bayreuth‹ versteht man zunächst einmal jene institutionalisierte und kollektive Wagneradoration, die jedes Jahr im Juli und August stattfindet. Dabei ist Bayreuth nebenbei auch noch eine Stadt. Das entgeht in der Regel selbst langjährigen Festspielbesuchern. Die wenigsten wissen, daß diese Stadt sogar schon lange vor Einführung der Festspiele errichtet worden ist.

Bayreuth wurde 1194 zum erstenmal erwähnt. Man schrieb damals ›Baerrute‹, was soviel heißt wie Rodung der Bayern. Das war eine genial prophetische Namensgebung, denn die Bayern kamen erst über siebenhundert Jahre später hierher. Vordem gab es hier nur Franken. In der Hauptsache schrieb man dann in den folgenden Jahrhunderten ›Baireut‹ oder ›Baireuth‹ auch ›Bareuth‹. Das Y wurde der Stadt Bayreuth im Zuge der Griechenbegeisterung König Ludwigs I. durch Kabinettsorder vom 12. Oktober 1827 verliehen. Übrigens wurde mit einer anderen Kabinettsorder vom selben Tage das Einfügen von Y in die Weyßwurst verfügt. Bekanntlich sollten sämtliche bayrische i nach und nach in y umgewandelt werden. Die Lola Montez-Affäre und andere politische Kalamitäten hinderten den König daran, diesen hochfliegenden Plan zu Ende zu führen. Was aber nun den Namen der Stadt Bayreuth



angeht: der Irrtum der beiden amerikanischen Damen, die zum ›Parsifal‹ nach Bayreuth wollten und einen Flug nach Beirut buchten, ist etymologisch nicht gerechtfertigt. Ein hübscher Irrtum ist zwei anderen Amerikanerinnen passiert. Ihre Europa-Reise-Buchungen wurden verwechselt, und sie ka-